

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 51 (1980)

Heft: 5

Artikel: Latente Neigung zur Rebellion bis heute : Schaffhausen - der exzentrische Kanton schlechthin

Autor: Allemann, Fritz René

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schaffhausen – der exzentrische Kanton schlechthin

Von Fritz René Allemann *

Schaffhausen ist der exzentrische Kanton schlechthin. Bis auf einen kleinen, knapp einen halben Quadratkilometer grossen Fleck auf dem linken Rheinufer — dem Steiner Vorort Burg — liegt es ganz und gar nördlich des Stroms, der fast überall die Schweiz von Deutschland scheidet und über den die Eidgenossenschaft sonst nur mit dem verhältnismässig unbedeutenden zürcherischen Landstück bei Rafz und mit dem rechtsrheinischen Zipfel von Baselstadt vorstösst. Und während Basel zwar vorwiegend nach Westen und Norden schaut, aber sich doch mit seinem Rücken fest an die Eidgenossenschaft anlehnt, während selbst das überaus isolierte Genf immerhin seit 1815 mit der benachbarten Waadt wenigstens durch einen sehr schmalen Streifen festen Landes zusammenhängt, sieht sich Schaffhausen durch den Fluss von seiner schweizerischen Nachbarschaft nahezu abgeschnitten: nur die eine Strassen- und die eine Eisenbahnbrücke, die von der Stadt aufs zürcherische Ufer hinüberführen, bilden das schwache Scharnier, das die Hauptmasse des Kantons an das Ganze der Nation anschliesst. Und ähnlicherweise ist die abgelegene, nach Norden hin gegen Singen vorspringende Steiner Exklave für den Verkehr mit der übrigen Schweiz auf eine einzige Rheinbrücke angewiesen; nur die dritte und kleinste der drei voneinander isolierten kantonalen Parzellen, die bei Rüdlingen-Buchberg, kann sich in einiger Breite zu Land an eidgenössisches Territorium anlehnen.

Im deutschen Territorium eingebettet

Sehen wir für den Augenblick von diesen beiden abgesprengten Splintern ab, die gewissermassen Aussenposten des schaffhauserischen Aussenpostens bilden, so erscheint das Kantonsgebiet auf der Karte, schematisch gesehen, als ein freilich unregelmässiges, an seinen Rändern vielfach ausgezacktes Oval, das die alten Zusammenhänge der rheinschwäbischen Landschaften — des Klettgaus im Westen, des Hegaus im Osten — rücksichtslos durchschneidet, aber nur mit einem schmalen Segment seiner südlichen Längsseite auf schweizerischer Basis ruht. Einzig die moderne städtische Agglomeration Schaffhausen-Neuhausen weiss sich über ihre Rheinbrücke unmittelbar mit der Schweiz verbunden; das ganze Landgebiet dagegen liegt sozusagen rundum in deutsches Territorium eingebettet — oder, um es weniger idyllisch zu sagen, von Deutschland eingeschürt. Denn nicht nur im Norden, Osten und

Westen umdrängt der mächtige Nachbar den Kanton; selbst im Süden treibt er durch einen schmalen Korridor den Keil der Jestetter Beinahe-Exklave zwischen den zürcherischen Besitz in der fruchtbaren Ebene des Rafzfelder (und das abseitige Rüdlinger Stück schaffhausischen Bodens) und die Weindörfer des Schaffhauser Klettgaus hinein. Und um die Abschnürung beinahe zu vollenden, isoliert nicht nur das badische Landstück um Gailingen den Steiner Zipfel vom übrigen Kantonsgebiet, sondern die deutsche Enklave Büsingen, die unmittelbar an die Schaffhauser Stadtgrenze heranrückt, coupiert ihrerseits noch einmal die Strasse nach dem früher zürcherischen, erst 1798 zu Schaffhausen geschlagenen Dorfe Dörflingen und reisst damit um ein Haar die Einheit des ohnedies dreigeteilten Staatswesens noch ein viertes Mal auseinander.

So bildet selbst das zentrale und weitaus grösste Stück des Gebiets, das sich die Stadt in mühsam-schrittweisem Vordringen zusammengerafft hat, nahezu eine schweizerische Exklave auf süddeutschem Boden. Mehr als alles andere hat eine traurige Episode des Zweiten Weltkrieges die Risiken einer solchen Ausgesetztheit demonstriert: der Luftangriff amerikanischer Bomberstaffeln vom 1. April 1944, dem 64 Gebäude und 40 Menschenleben zum Opfer fielen, erinnerte die Schaffhauser auf dramatische Weise daran, wie leicht es einem fremden Angreifer aus grosser Höhe fallen muss, ihre Stadt als eine deutsche Siedlung zu betrachten; noch viereinhalb Jahrhunderte nach dem Uebergang zur Schweiz ist ihr so die räumliche Zugehörigkeit, der sie sich damit entzogen hatte, zum Verhängnis geworden.

Irrationalität des Grenzverlaufs

In der Tat lässt sich die Irrationalität der Grenzziehung bei Schaffhausen gar nicht bestreiten. Sie scheint denn auch geradezu darauf angelegt, nationale Empfindlichkeiten wachzurufen und Stoff zu nationalen Konflikten zu liefern — und zwar nach beiden Seiten hin. Denn es ist ja keineswegs nur der Kanton selber, der unter der Vernunftwidrigkeit der politischen Scheidelinien leidet, die da durch einen von Natur einheitlichen Raum hindurchgezogen worden sind. Den Deutschen nebenan geht es nicht anders. Der Schweizer mag es bedauern, dass dem schaffhausischen Expansionsdrang die volle Befriedigung versagt blieb und dass das Staatsgebäude, das in Jahrhunderten um den städtischen Mittelpunkt herum aufgerichtet worden ist, nicht zu einer sinnvolleren Abrundung gelangen konnte. Wenn er aber

* Aus Fritz René Allemanns «25mal die Schweiz», Piper-Verlag 1965. Die Zwischentitel wurden von der Redaktion eingefügt.

überhaupt über seine Nasenspitze hinauszusehen vermag, dann wird er zugleich auch Verständnis dafür aufzubringen haben, wenn der deutsche Anrainer Schaffhausen als eine Art Eindringling in sein Gehege betrachtet: wo der eine den deutschen Strick sieht, der ein Glied der Eidgenossenschaft einschnürt und in gewissen Augenblicken ertötend abzuschnüren droht, da glaubt der andere — zumindest in Zeiten eines hochgespannten nationalen Pathos — den Pfahl im eigenen Fleische zu spüren.

Weder Strick noch Pfahl

Allerdings muss man gleich eines hinzufügen: dass normalerweise weder der deutsche Strick noch der schweizerische Pfahl als übermässig schmerzhaft empfunden wird. Solange man sich halbwegs miteinander verträgt, reduzieren sich die Misslichkeiten, die ein absurder Grenzverlauf veranlasst, auf ein paar Unbequemlichkeiten, die der Grenzbewohner schon deshalb ohne viel Murren in Kauf nimmt, weil ihm die Nähe eines anderen und allseits mit dem seinigen verzahnten Landes ja auch mancherlei Vorteile bietet, die er geschickt auszunützen weiss. Erst wenn die gegenseitige Abschliessung jedes vernünftige Mass überschreitet oder wenn — wie in der Mitte des 19. Jahrhunderts — ein Missverhältnis zwischen Abschliessungstendenz auf der einen und hilfloser Offenheit auf der anderen Seite eintritt, beginnen Strick und Pfahl zu irritieren. Es liegt wohl in der Natur der Sache, dass das ganz besonders während der bösen Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft der Fall war: damals wurden die staatlichen Schranken nicht nur aufs äusserste verfestigt — etwa durch die Beseitigung des bis dahin bestehenden Jestetter Zollausschlussgebietes —, sondern gleich noch mit ideologischem Stacheldraht umwunden. Im allgemeinen aber wissen die Schaffhauser und ihre badischen Nachbarn besser als alle anderen Schweizer und alle anderen Deutschen den Wert offener Grenzen zu schätzen, und die Geschichte, die neuere zumal, hat deshalb in diesem so wunderbar zerteilten Gelände mehr von guter Nachbarschaft als von Entfremdung oder gar von bitterer Verfeindung zu berichten.

Eine Strähne Glück — eine Strähne Pech

Aber selbst wenn die Grenze nur selten als unerträglich empfunden wird — unzutraglich ist sie in ihrer grotesken Zufälligkeit schon. Die überwiegende Mehrheit der Schaffhauser bekommt sie um so mehr zu spüren, als von den 34 Gemeinden des Kantons alle mit Ausnahme von bloss vieren irgendwo an deutsches Gebiet anstossen. Und man wird zugeben müssen, dass keine geopolitische Deutungskunst der territorialen Ausscheidung, die sich hier zwischen dem 16. und dem frühen 18. Jahrhundert vollzogen hat, jemals einen vernünftigen Sinn abgewinnen dürfte: kein anderes Prinzip scheint in ihr gewaltet zu haben als das eines dummen und schikanösen Zufalls. Da wird ein kleines Flusstal wie das der Biber von der hin- und herspringenden Grenze gleich in

fünf oder sechs Stücke auseinandergehackt; dort ist ein Dorf wie Wiechs aus unerfindlichen Gründen deutsch geblieben, obwohl seine einzige Strassenverbindung zwischen den schaffhausischen Gemeinden Barga und Altdorf verläuft, und die dadurch geschaffene tiefe, geradewegs gegen die Kantonshauptstadt vorstossende Einbuchtung schneidet zu allem Ueberfluss auch gleich den alten Lauf der bedeutamen Strasse Schaffhausen—Donaueschingen südlich des Grenzortes Barga noch einmal durch. Warum sind Schleithem und Beggingen jenseits der Wasserscheide schweizerisch geworden, obwohl sie doch viel mehr mit den badischen Siedlungen im Wutachtal gemein haben als mit den Weindörfern des schaffhausischen Klettgaus? Und warum ist Schaffhausen anderseits der Erwerb soviel näherer, mit seiner ganzen Existenz soviel unmittelbarer verflochtener Quasi-Vororte wie Büsingen und Jestetten misslungen, der ihm eine breitere Verbindung mit seinem schweizerischen Hinterland und damit die festere räumliche Verankerung in die Eidgenossenschaft gewährt hätte? Warum haben die Luzerner, denen durch eine merkwürdige Verquickung der Umstände im 15. Jahrhundert Jestetten in die Hände fiel, diesen für sie ganz uninteressanten Besitz nicht an ihre schaffhausischen Verbündeten, sondern an die Grafen zu Sulz verkauft? Zufall auch hier: eine Strähne Glück, eine Strähne Pech; ein wohlüberlegtes Zugreifen am einen, eine kapitale Dummheit am anderen Orte; wer in solchen Vorgängen nach zwingender Logik forscht, sucht vergebens.

Besonders schmerzhaft: der Fall Büsingen

In einem besonders schmerzhaften Fall ist die Dummheit mit Händen zu greifen: dass Büsingen den Schaffhausern entgangen ist, haben sie sich ganz und gar selber zuzuschreiben. Dieses Dorf am Rande des städtischen Gemeindebanns, zu dessen Pfarrsprengel das Stadtgebiet ursprünglich gehört hatte, bildete eine Gerichtsherrschaft der schaffhausischen Adelsfamilie Im Thurn unter vager, mit der Zeit immer mehr verblassender österreichischer Oberhoheit; seine Bewohner leisteten dem Schaffhauser Banner auf allen Kriegszügen Gefolgschaft, hatten mit der Stadt den reformierten Glauben angenommen und galten durchaus als deren Untertanen, bis alles durch den bösen «Büsingerhandel» wieder verloren ging. Der Vogt Im Thurn, als heimlicher Katholik denunziert, wurde von missgünstigen Verwandten nach Schaffhausen entführt und dort unter entwürdigenden Umständen eingekerkert. Als der Rat trotz allen gütlichen Mahnungen des Kaisers den Verhafteten nicht freilassen wollte, reagierte der erzürnte Monarch, indem er die an Schaffhausen verpfändete hohe Gerichtsbarkeit über Büsingen und eine ganze Reihe weiterer Hegaudörfer einlöste und die Herrschaftsrechte kurzerhand wieder an Oesterreich zog — und als die Schaffhauser Im Thurn schliesslich doch losgaben, ja nach einem Vierteljahrhundert die entgangenen Rechte und damit die ganze östliche Kantonshälfte um eine saftige Summe zurückkauften, wurde Büsingen aus diesem Geschäft ausdrücklich ausgenommen. So blieb es österreichisch, bis es 1806 an Baden kam — eine immerwährende Erinnerung an die kata-



Schaffhausens Altstadt ist bekannt durch ihre Erker. Sie werden auf dem geführten Rundgang zu besichtigen sein.



Bei schönem Wetter trifft man sich vor der Gerberstube bei Maestro Guidi zum Aperò oder zum Schlummerbecher.

strophalen Folgen konfessioneller Intoleranz, mesquiner Familienintrige und hochfahrender Rechtsbeugung.

Weder die geographische Exponiertheit und Zerrissenheit des kantonalen Territoriums noch das Durcheinander und Ineinander vielfältig verschachtelter Kompetenzen wurde freilich als grosses Problem empfunden, solange der Kanton nicht einem einzigen übermächtigen Nachbarn gegenüberstand. Bis um die Wende des 18. Jahrhunderts stellte der ganze Bereich des Hegaus wie des Klettgaus eine abenteuerliche Gemengelage österreichischen Streubesitzes und feudaler Klein- und Zwergstaaten unter geistlicher, gräflicher, freiherrlicher, ja selbst reichsritterschaftlicher Hoheit dar. Erst die napoleonische Flurbereinigung, die in dieses Labyrinth einige Ordnung brachte und alle diese Duodezstaaten bis ins nördliche Bodenseegebiet hinüber mit ein paar Federstrichen dem Grossherzogtum Baden zuschlug, liess Schaffhausen jene Isolierung viel nachdrücklicher als vordem spüren, die sich schon zur Zeit der Reformation erstmals abgezeichnet hatte. Der schwerste Schlag aber, der die Stadt traf, war die Gründung des Deutschen Zollvereins: auf einmal war nun die bis dahin rein politische und daher nicht als sonderlich beengend empfundene Grenze durch einen wirtschaftlichen Kordon verstärkt, der Stadt und Kanton von einem bedeutenden Teil ihres bisherigen ökonomischen

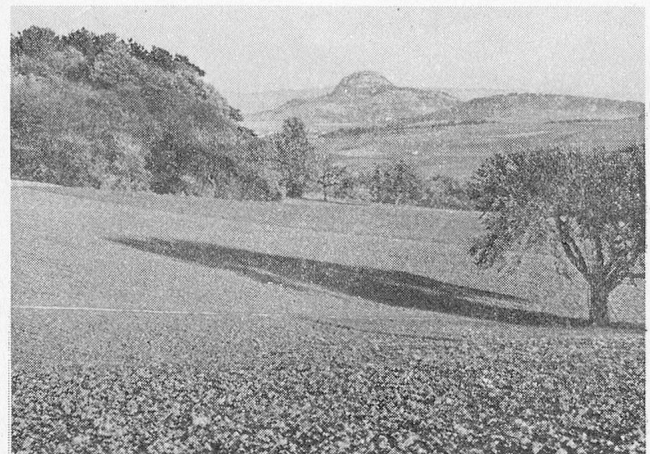
Einzugsgebiets abriegelte. Bis zu jenem Augenblick war Schaffhausen das wichtigste urbane Zentrum zwischen dem Bodensee und Waldshut und der selbstverständliche wirtschaftliche Mittelpunkt einer weiten, auch durch die Landesgrenzen in ihrem Zusammenhang nicht nennenswert beeinträchtigten südschwäbischen oder rheinschwäbischen Region gewesen. Nun sah es sich jäh auf sich selber und seinen doch herzlich bescheidenen Landbesitz zurückgeworfen.

Absturz in eine schwere Krise

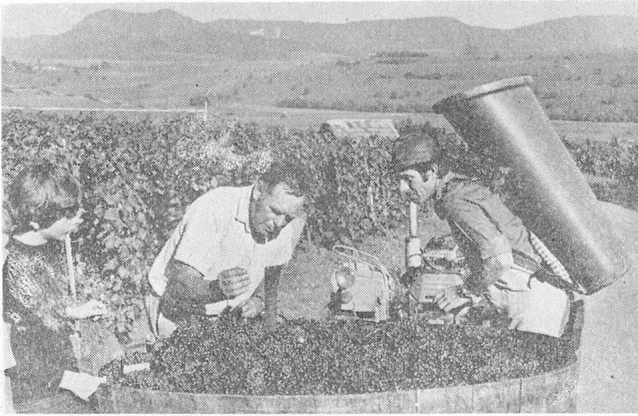
Das stürzte Schaffhausen in die tiefste und langwierigste Krise seiner ganzen Entwicklung. Nun erst, nachdem der Schnitt vollzogen war, zeigte es sich, wie innig der schaffhausische Staat und die schaffhausische Wirtschaft noch Jahrhunderte nach ihrer politischen Herauslösung aus ihrer Umwelt mit ihren Nachbargebieten verflochten gewesen waren: plötzlich verlor das städtische Handwerk einen grossen Teil der Kunden, für die es gearbeitet hatte und denen es seine Blüte verdankte, und die Rebbauern des Klettgaus sahen sozusagen von einer Ernte zur andern ihren traditionellen Markt im Schwarzwald dahinschwinden, der bei weitem den grössten Teil der Schaffhauser Weine aufgenommen hatte. Es ist ein Beweis für die Tiefe dieses Schocks, dass die Schaffhauser Räte in allem Ernst den abenteuerli-



Das bevorzugte Wandergebiet der Schaffhauser — der Randen (Waldpartie bei Merishausen).



Typische Reiat-Landschaft mit Blick auf einen der erloschenen Vulkane (Mägdeberg) im grenznahen Hegau.

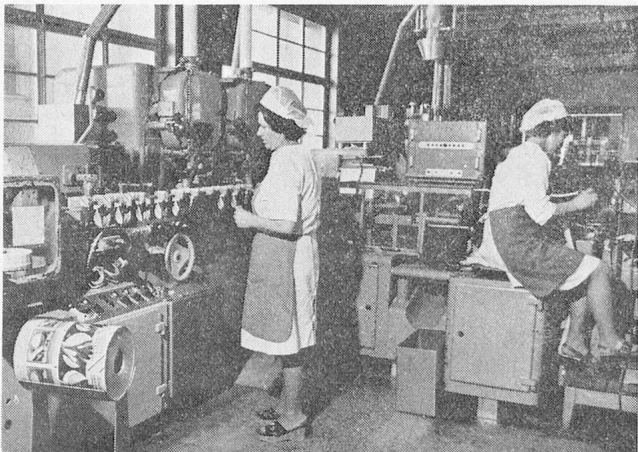


Der Neunundsiebziger wird ein guter Jahrgang sein: Bild aus dem Halläuer Rebberg im Klettgau.

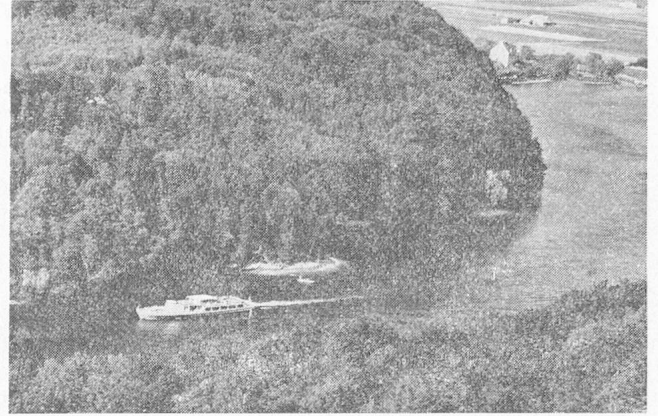
chen Gedanken diskutierten, sich dem Deutschen Zollverein anzuschliessen und damit ihr kleines Land ökonomisch ganz aus dem eben damals zögernd sich herausbildenden schweizerischen Wirtschaftsgebiet auszuklammern. Zweifellos dachten auch die Befürworter einer solchen Lösung nicht daran, den politischen Entscheid von 1501 rückgängig zu machen und den Weg «heim ins Reich» anzutreten. Aber man kann sich ausmalen, welche unsäglichen Komplikationen die Zwitterstellung eines politisch schweizerischen, ökonomisch in den deutschen Zusammenhang hineinintegrierten Kantons nach sich gezogen hätte: Komplikationen, die wahrscheinlich noch ungleich verwickelter gewesen wären als jene andern, welche der unglücklichen Doppelrolle des eidgenössischen Standes und preussischen Fürstentums Neuenburg entsprangen.

«Heim ins Reich»? Es kam nicht so weit!

Es kam nicht so weit: die schweizerischen Widerstände gegen eine solche verzweifelte Konstruktion waren zu gross, und die Entstehung des Bundesstaates bereitete ihr 1848 ein für allemal ein Ende. Und doch erinnert uns diese Episode an die Mühen und Qualen, die es Schaffhausen bereitet hat, die Nabelschnur abzutrennen, die seinen Staatskörper wirtschaftlich und kulturell noch immer an

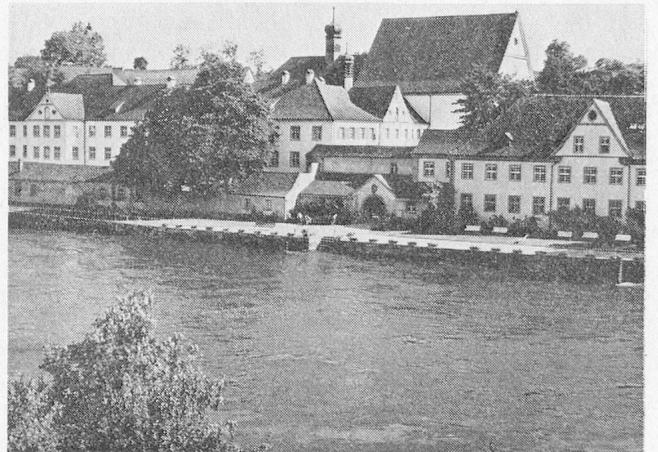


Eine der drei Exkursionsvarianten sieht am 29. Mai einen Besuch der Knorr Nahrungsmittel AG in Thayngen vor.



Aus Schaffhausens oberem Kantonsteil: Bei der Bibernmühle nahe bei Stein am Rhein endet «die romantische Schifffahrt».

Deutschland band. Sowenig es jemals einen politischen, auf die Lostrennung von der Schweiz gerichteten schaffhauerischen Separatismus gegeben hat, sowenig war man am Oberlauf des Rheins geneigt, Deutschland mit jener Entschiedenheit den Rücken zu kehren, wie das etwa in Basel geschah. Nichts illustriert das besser als die Tatsache, dass die Schaffhauser Bürger selbst nach dem Westfälischen Frieden, in dem der Basler Bürgermeister Wettstein die staatsrechtliche Anerkennung der 1499 bereits faktisch vollzogenen Herauslösung der Eidgenossenschaft aus dem Reichsverband erwirkte, noch jahrzehntelang Jahr für Jahr ihren neuerkorenen Behörden mit einer Eidesformel Treue gelobten, die auch das Heilige Römische Reich ihrer Loyalität versicherte (1714 wurde dieser Passus dann allerdings als «überflüssig und allhiesigem Souverain und Independenten Stand nicht schicklich» gestrichen). Noch im 19. Jahrhundert schien es den Schaffhausern durchaus angemessen, ihr Postwesen — seit langem eines der bedeutendsten staatlichen Regalien — an die deutschen Fürsten von Thurn und Taxis zu verpachten; erst als der Bundesstaat die schweizerischen Kantonalposten vereinheitlichte, fiel diese Regelung dahin. Solche Details machen deutlich, dass der Kanton einfach durch den Zwang der Geographie noch für lange Zeit nach seinem Beitritt zur Eidgenossenschaft mit dem deutschen Nachbarn genauso eng verbunden blieb wie mit der Schweiz.



St. Katharinental: Für die VSA-Leute gibt's am 29. Mai in der Klosterkirche ein Konzert. (Aufnahmen: Max Baumann)

Tatsächlich kam Schaffhausen, die «Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz» (Goethe), den Reisenden bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch mehr deutsch als schweizerisch vor: Spazier fand 1790 in seinem Volk «fast nichts mehr vom Schweizercharakter», Norrmann acht Jahre später in nahezu wörtlicher Übereinstimmung «von dem Charakter und der Lebensweise der Schweizer . . . schon fast keine Spur mehr», und noch nach fünf weiteren Jahrzehnten gelangte Hamm zum Schluss, dass «hier das ächt schweizerische Element . . . niemals hat Wurzel schlagen können».

Helvetisierung der Mundart

Heute haben solche Urteile auch für den unbefangenen Betrachter etwas Ueberraschendes, für ihr Objekt geradezu etwas Schockierendes: der Schaffhauser unserer Generation bringt wenig Verständnis dafür auf, wenn man in ihm etwas anderes als einen «ächten Schweizer» reinen Wassers zu erkennen glaubt. Und er hat zweifellos Grund für solche Betroffenheit. Aber vielleicht bekundet sie doch nichts anderes als den nivellierenden Effekt eines Jahrhunderts, in dem die früher viel weniger scharf markierten nationalen Grenzen zur schärferen Herausbildung nationaler Typen geführt und dafür die Unterschiede innerhalb der Nation stärker verwischt haben. Selbst der schaffhausische Dialekt hat sich in dieser Zeit nach dem Urteil der Fachleute zunehmend dem Schwäbischen entfremdet und dem ostschweizerischen Idiom angenähert. Und in ungleich stärkerem Masse noch als die Sprache ist eben mittlerweile das Bewusstsein der Menschen einem Helvetisierungsprozess unterlegen, von dessen Tragweite sie sich selber kaum mehr eine adäquate Vorstellung machen: der Schaffhauser, ursprünglich Schwabe dem Volkstum, Schweizer nur dem politischen Willen nach, ist heute auch in seinem Wesen genauso schweizerisch geworden wie etwa der Zürcher oder der Thurgauer.

Mehr Willensakt als Geschenk der Natur

Eben das war früher nicht selbstverständlich. Ein guter Teil der alten schaffhausischen Bürgergeschlechter ist im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert hinein aus der süddeutschen Umgebung zugewandert — ein viel grösserer jedenfalls als aus den eidgenössischen Kantonen. In einer Studie, die er dem «Geistigen Wesen Schaffhausens im Wandel der Jahrhunderte» gewidmet hat, macht der Stadthistoriker Karl Schib auf die schwäbische Herkunft der bedeutendsten schaffhausischen Maler und Bildhauer aufmerksam, die das Gesicht der Stadt in so wesentlicher Weise geprägt haben: der Stimmer, Henkel, Lindtmeier und Lang, aber auch der bedeutendsten Goldschmiede, der Familie Läublin. Und Schib trifft jedenfalls einen sehr wesentlichen Zug schaffhausischer (im Gegensatz etwa zu baslerischer) Geistigkeit, wenn er in einer etwas problematischen Verallgemeinerung hinzufügt, das Grenzland sei eben «immer wieder auf einen Modus Vivendi mit denen auf der anderen Seite der politischen Bar-

rieren angewiesen» und daher «oft versöhnlicher, duldsamer als die Mitte, die ohne Kontakt mit den andersartigen Nachbarn nur unter dem Eindruck des Gegensätzlichen lebt». So scheint es auch durchaus verständlich, wenn schon der Vollender der schaffhausischen Reformation, der auch theologisch dem Luthertum nicht sehr fernstehende Pfarrer Johann Conrad Ulmer, der Lutherbibel — gegen manche Widerstände übrigens — in seiner Heimat Eingang verschafft und damit der hochdeutschen Schriftsprache den Boden geebnet hat. Und verrät nicht sogar noch die steile patriotische Gebärde des bedeutendsten Schaffhausers, des Geschichtsschreibers Johannes von Müller, gerade in ihrer pathetischen Uebersteigerung etwas davon, dass sein so gerne ins Monumentale hinauf stilisiertes Schweizertum doch mehr Akt des Willens als Geschenk der Natur gewesen ist — wie er ja auch den grösseren Teil seines Lebens an deutschen Fürstenhöfen zugebracht hat? Ja, um noch eine vollends ketzerische Frage hinzuzufügen, ist nicht die (relative) kulturelle Sterilität des im Mittelalter jedenfalls künstlerisch so fruchtbaren Schaffhauser Bodens am Ende auch ein Teil des Preises, der seit dem Anschluss an die Eidgenossenschaft und seit der Reformation für die Gewaltsamkeit bezahlt werden musste, mit der sich die Stadt aus ihrer natürlichen Umwelt herausgelöst hat?

Die drei Teilstücke des drittkleinsten Kantons

Aber nicht nur seine Grenzlage hat Schaffhausen äusserlich und innerlich viel zu schaffen gemacht. Auch die reiche, fast überreiche innere Gliederung seines Territoriums brachte ihre Schwierigkeiten mit sich. Zwar ist es nur ein sehr kleiner Kanton: der drittkleinste nächst Zug und Genf, wenn wir die Halbkantone ausser acht lassen. An Vielfalt der territorialen, landschaftlichen und kulturellen Differenzierung aber übertrifft es manches weit grössere Gebilde.

Merkwürdig genug muten schon seine drei räumlich weit auseinandergerissenen Teilstücke an. Die westliche der beiden Aussenparzellen, der weltentlegene, von keiner Bahnlinie berührte Landsplitter um die Dörfer Rüdlingen und Buchberg, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen: auf beiden Seiten vom Rhein umflossen, der hier jäh von seinem in Schaffhausen begonnenen nordsüdlichen Lauf nach Nordwesten hin umbiegt, um dann bei Eglisau für die weite Strecke bis Basel den Kurs nach Westen zu verfolgen, stellt diese Exklave ein stilles, wunderschönes, aber mehr und mehr sich entvölkerndes Bauernland dar, das wenig von sich reden macht.

Auf eine ungleich bewegtere Vergangenheit blickt der ebenfalls isolierte östliche Kantonsteil zurück: das Hinterland von Stein am Rhein und vor allem das Städtchen selber, das in all seiner Bescheidenheit das einzig nennenswerte urbane Gegengewicht zur Kantonshauptstadt bildet. Mit seinen alten, fast durchwegs noch im gotischen Stil errichteten und von barocken Fresken bund geschmückten Häusern ist es wohl die hübscheste, in ihrem überkommenen Bestand besterhaltene schweizerische Kleinstadt

überhaupt: ein Bijou, dem selbst der Fremdenverkehr seinen einzigartigen Charme noch nicht geraubt hat. Die Steiner sind nun freilich, genau besehen, Schaffhauser wider Willen, erst 1803 durch die Mediationsakte Napoleons dem Kanton zugeteilt, nachdem sie mehr als dreihundert Jahre lang unter dem meist milden, gelegentlich allerdings auch ein wenig irritierenden Protektorat Zürichs gestanden hatten. Nicht an diese Zürcher Jahrhunderte denken sie zurück, wenn sie etwa einmal in einer Aufwallung des Unmuts betonen, dass sie ohne ihr Zutun und entgegen ihrem Wunsch den Schaffhausern als «Beute» zugemessen worden seien, sondern an die paar unvergesslichen Jahrzehnte, während deren sie nach ihrem Loskauf von der Herrschaft der Edlen zu Klingenberg 1457 alle Rechte und Privilegien einer Freien Reichsstadt genossen. Zwar mussten sie sich schon 27 Jahre später in den Schutz der Limmatstadt begeben und auf ihre frisch gewonnene Souveränität wieder verzichten, um den Anschlägen des Hegauer Adels zu entgehen. Aber ihr reichsstädtischer Stolz überspringt gerne die Erinnerung an die Zeiten einer freilich sehr gemässigten, durch viele Privilegien erträglich gemachten Untertänigkeit, um sich an die kurzen Jahre der Selbständigkeit zu erinnern. Bitterer noch als deren Verlust empfinden die Bürger freilich den ihres sorgsam geäufneten, einst vielbeneideten Bürgergutes, dessen Erträge es ihnen bis in unser Jahrhundert hinein ersparten, irgendwelche Gemeindesteuern zu erheben, und das dann schliesslich in einem bösen Bankkrach der zwanziger Jahre ganz und gar zu Schanden ging. Immerhin hat sein einstiger Reichtum es Stein gestattet, selbst während der Zeit seiner Abhängigkeit von Zürich sein eigenes kleines Herrschaftsgebiet zusammenzukaufen — eben jenes Gebiet, das heute den «Steiner Zipfel» des Kantons bildet und als eigener Bezirk organisiert ist (nur die nördlichste Gemeinde, Buch, gehörte schon früh zu Schaffhausen und ist tatsächlich erst 1930 mit dem Bezirk Stein vereinigt worden).

Die Klettgauer waren schwierige Untertanen

Nicht nur diese räumlich abliegenden Dependancen jedoch führen ihr ausgeprägtes Eigenleben. Auch die Hauptmasse des Kantons fällt durch die Eigenart ihrer einzelnen Landschaften auf. Dabei sind sie alle, vielleicht mit Ausnahme des menschenärmsten Bezirks Schleithem, durchaus nach der Stadt Schaffhausen hinorientiert: zu ihr öffnen sich fast alle die zahlreichen Täler, die sich tief und sonst fast ohne Verbindung miteinander in die Jurahöhen des Randens einschneiden. Eben dadurch wird die Stadt, obwohl geographisch ganz am Rande ihres Kantonsgebietes gelegen, zu dessen einzigem und unbestrittenem Mittelpunkt: nur sie verknüpft alle diese sonst isolierten Regionen miteinander, während die riesigen, einsamen Wälder des Randens selber auch heute noch höchstens durch einzelne Fuss- und Karrenwege erschlossen sind. Es gehört zu den vielen Merkwürdigkeiten der schaffhausischen Entwicklung, dass ausgerechnet dieses rauhe, trockene, siedlungsfeindliche Randen-Bergland, das in mancher Hinsicht wie ein östlicheres Pendant zu den Freibergen anmutet und sich wie eine ganze Folge

von Wällen zwischen Klettgau und Hegau schiebt, der erste nennenswerte Landbesitz war, den die Stadt ausserhalb ihrer Mauern erwarb. Erst von diesem unwirtlichen Massiv aus vermochte sie allmählich ihre Herrschaft über die fruchtbaren Lössmulden und Rebhügel des Klettgaus, auf die landwirtschaftlich intensiver nutzbaren Reith-Höhen und ins Tal der Biber hinein vorzuschieben, durch Kauf und Pfandschaften mehr als durch Eroberung.

Die Expansion nach Westen hin ging dabei äusserlich leichter vor sich als in den Hegau hinein, wo die Stadt der Macht Oesterreichs begegnete und nach dem Büsinger Handel ihr Gebiet nur gegen eine für ihre Verhältnisse ungeheure Summe abrunden konnte. Im allgemeinen aber sind dafür die Reithather und Hegauer weniger schwierige Untertanen gewesen als die Klettgauer, ganz besonders die temperamentvollen Weinbauern des halbstädtischen Marktfleckens Hallau und die schwerblütigeren, während der Reformation tief ins Täuferwesen verstrickten Schleithemer. Auch diese haben zwar nie in ihrer Treue zur Eidgenossenschaft geschwankt, aber vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein dafür immer wieder gegen die Stadt und ihr engherziges Zunfregiment ungestüm aufbegehrt, und wann immer im Kanton Unruhen ausbrachen, die der Stadt insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert viel zu schaffen

Drei Möglichkeiten

Zu den Exkursionen am 29. Mai 1980

Nach Abschluss der VSA-Jahresversammlung 1980 in Schaffhausen bietet das Programm zum Ausklang drei Exkursionen an. Den Tagungsteilnehmern stehen am Nachmittag des 29. Mai drei Möglichkeiten zur Wahl:

- ① Rundgang durch die Altstadt von Schaffhausen, geführt von Herrn Ewald Heck.
- ② Fahrt nach Thayngen und Besichtigung der Knorr Nahrungsmittel AG; Leitung: Herr Robert Schärler.
- ③ Fahrt nach Diessenhofen und Besichtigung der unter Denkmalschutz stehenden Anlagen des Alters- und Pflegeheims St. Katharinental; Konzert in der Klosterkirche (Frau Barbara Genner, Orgel; Frau Heidi Grossebacher, Cello). Leitung: Herr Kurt Bollinger.

Alle drei Exkursionen dauern ungefähr 1½ Stunden. Für die Fahrt nach Thayngen und Diessenhofen wird Busbenützung empfohlen; Fahrpreis ab Schaffhausen und zurück Fr. 6.—, Billette sind im Tagungsbüro erhältlich und zum voraus zu beziehen. Ein Billettverkauf durch die Buschauffeure ist nicht vorgesehen.

machten, waren sie in der vordersten Linie zu finden. Seit der mühsam erkämpften Demokratisierung des Staates hat sich ihr Rebellischer Geist zwar einigermaßen abgekühlt. Aber noch heute sagt man jedenfalls den Hallauern eine besondere politische Regsamkeit und Erregbarkeit nach, in der sich das Fortleben ihres eigenwilligen und einst für ihre Herren herzlich unbequemen *genius loci* bezeugt.

Reglementiersüchtiges Zunftwesen in der Stadt

Offensichtlich waren die Schaffhauser Ratsherren keine sehr angenehmen oder gar grosszügigen Magistraten. Wenige andere Schweizer Städte besaßen ein ausgebildeteres und eben deshalb wohl auch reglementiersüchtigeres Zunftwesen; der Zunftgeist aber war, wie uns schon am Beispiel Zürichs und Basels klargeworden ist, seinem ganzen Wesen nach bauernfeindlicher als die aristokratische Mentalität, wie sie in Bern und Freiburg regierte. Während nun aber in Zürich und Basel immerhin eine früh ins Breite gediehene Industrie die zünftlerische Enge sprengte und die Kräfte des ökonomischen Aufschwungs auch in die Dörfer hinaustrug, war in Schaffhausen von einem solchen frischen Wind so gut wie nichts zu spüren: hier dachte man viel weniger daran, dem Bauerntum durch Hausindustrie neue Lebensmöglichkeiten zu erschliessen, als daran, es in respektvoller Untertänigkeit zu halten. «Ich halte es nicht eben für ein vorzügliches Glück, wenn das Land gar zu reich wird. Besser die Städte seyens; der Reichtum zeugt Achtung und Abhängigkeit.» Der prominente Schaffhauser Bürger, der diese Aeusserung zurzeit der Hallauer Unruhen von 1790 tat, gehörte zu den «aufgeklärtesten» und für schaffhauser Begriffe liberalsten Köpfen der städtischen Gesellschaft: Johannes von Müllers jüngster Bruder Johann Georg, Pfarrer, Pädagoge, Freund Herders und Herausgeber seiner Werke. Wenn dergleichen am grünen Holze geschah, so mag man sich vorstellen, was am dürren werden musste.

Handels- und Gewerbefreiheit erst seit 1852

Tatsächlich haben sich die Schaffhauser Zünfte sturer als die fast aller anderen Zunftstädte für ihre politischen und ökonomischen Privilegien gewehrt, auf nichts bedacht als darauf, dem revolutionären Geist der Landschaft stets neue Dämme entgegenzusetzen. Selbst als der Rat 1831 unter dem Druck des aufgebracht Landvolkes wenigstens die politische Gleichberechtigung der Landschaft konzidierte — entgegen dem Verlangen der Konservativen, die nach Basler Muster lieber eine Kantontrennung in Kauf genommen hätten —, vermochten die Zünfte wenigstens in der Stadtgemeinde auch weiterhin den Ton anzugeben und die Einführung der Handels- und Gewerbefreiheit sogar bis 1852 hinauszuschieben. Es illustriert die Zähigkeit, mit der sie sich an ihren letzten Positionen festklammerten, dass die neue Kantonsverfassung dieses Jahr, die doch schon ganz im Zeichen des radikalen Sieges in der gesamten Eidgenossenschaft zustande kam und

nun endlich den Innungszwang beseitigte, in der Stadt mit fünffacher Mehrheit verworfen und vom Volke nur dank dem bäuerlichen Uebergewicht knapp angenommen wurde.

Diese langwierigen Rückzugsgefechte der Zünfte gegen den Geist einer liberalen Wirtschaftsgesinnung waren nun freilich nicht blosser Ausdruck reaktionärer Verhocktheit und kleinlicher Spiessbürgermentalität. Man darf bei ihrer Betrachtung nie vergessen, wie verzweifelt damals die wirtschaftliche Lage des Kantons im allgemeinen und der Stadt im besonderen war. Unter dem Einfluss der neuerichteten deutschen Zollmauern war das alte Handwerk fast völlig zum Erliegen gekommen; fast gleichzeitig führte das Aufkommen der Eisenbahnen zum Niedergang der Rheinschiffahrt und des Transithandels, denen Schaffhausen einen guten Teil seines alten Wohlstandes verdankte. Da mochte es begreiflich erscheinen, dass eine Bürgerschaft, die ihre ökonomische Basis rapid dahinschwenden sah, sich mit Händen und Füssen an ihre Privilegien klammerte und stets nach Mitteln und Wegen sann, sich eine freie Konkurrenz vom Leibe zu halten, der sie sich mit fortdauernder Krise zunehmend weniger gewachsen fühlte.

Industrielle Entfaltung im 19. Jahrhundert

Und doch sollte sich bald zeigen, dass eben die gefürchtete Wirtschaftsfreiheit die Voraussetzungen für einen neuen und grossartigeren ökonomischen Aufstieg schaffen konnte: sie erst zwang die Schaffhauser, sich ernsthaft um die lange vernachlässigten Möglichkeiten industrieller Entfaltung zu kümmern. «In dem Rhein, in dessen Wasserkraft muss Schaffhausen seine Vorteile suchen», hatte 1835 ein fortschrittlicher kantonaler Parlamentarier seine Landsleute beschworen, und einer der kommenden Industriepioniere — Friedrich Peyer im Hof — hatte um dieselbe Zeit gegen die «niedrige Aengstlichkeit vor neuen Etablissements» gewettert und das «verkehrte Bestreben» angeprangert, «den freien Verkehr so sehr als möglich zu hemmen». Nun begann die Saat solcher Ideen aufzugehen. Langsam und zögernd zunächst, dann mit rasch wachsendem Schwung regte sich die so lange zurückgebundene Initiative. Waghalsige Unternehmer fanden sich, die ihr Vermögen an die Chance wagten, Schaffhausen aus seiner Lethargie aufzurütteln: Heinrich Moser baute Mitte der sechziger Jahre den ersten, nach ihm benannten Staudamm im Rhein und zog damit aussichtsreiche junge Industriefirmen an — vor allem solche der Metallverarbeitung und des Maschinenbaus —; in der schmalen Klus des Mühletales vor den Stadttoren wuchs aus einer Hammerschmiede in den Gebäuden einer eingegangenen Kräutermühle das Grossunternehmen der Stahlwerke Georg Fischer empor; Moser und Peyer im Hof gehörten zu den Gründern der Industriegesellschaft Neuhausen, die sich vor allem im Waggonbau bald eine hervorragende Stellung sicherte; Apparatebau und Uhrenfabriken siedelten sich an; Ende der achtziger Jahre schliesslich kam in Neuhausen die Aluminiumindustrie hinzu, die dank der billigen, aus neuen Rhein-

VSA-Grundkurs für Heimleitung

Als Fortbildungskurs für Leiterinnen und Leiter von Jugend- und Altersheimen

- Aufnahmebestimmungen: — Aktive Heimleiter
— Zum Zeitpunkt der Anmeldung fest vorgesehene Mitarbeit in einem Heim für eine **leitende** Funktion (mindestens drei Vollzeit-Mitarbeiter unterstellt)
- Kursleitung C. D. Eck, Institut für angewandte Psychologie, Zürich
- Kursort: Zürich, Paulus-Akademie
- Zeitdauer 40 Tage, September 1980 bis Dezember 1981
- Kurskosten: Fr. 2700.— inklusive Mittagessen an Kurstagen
Fr. 2500.— bei persönlicher Mitgliedschaft **oder** Mitgliedschaft des Heims
Fr. 2400.— bei persönlicher Mitgliedschaft **und** Mitgliedschaft des Heims
- Anmeldung: Anmeldeformulare können bezogen werden:
Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48
Anmeldeschluss: 27. Juni 1980
Teilnehmerzahl beschränkt
Die Kursteilnehmer verpflichten sich, den ganzen Kurs zu besuchen

Kurskonzept:

Spezielle Fragen der Leitung von Alters- und Erziehungsheimen	Allgemeine Methodenlehre der Klientenbetreuung
Grundlagen des Heim-Managements	Betriebspsychologische Organisationsgrundsätze
Die Führung des Mitarbeiters	Förderung der Leiterpersönlichkeit
Gruppendynamik und Institutionspädagogik	Psychologische Grundlagen der Heimführung

Die Kursteilnehmer arbeiten im Plenum, in Kleingruppen und in Fachgruppen. Heimspezifische Fachgruppen vermögen die Fragestellung innerhalb einer Themenreihe direkter auf die jeweilige Anwendungssituation zu beziehen. Sie werden mit anspruchsvolleren, eher projektmassigen Aufgaben betraut.

Eine Abschlussprüfung mit Ausweis wird fakultativ angeboten (Kosten Fr. 150.—).

Kursdaten: 1980 23./24. September, 1./2./3. Oktober, 23./24. Oktober, 20./21. November
1981 3./4./5. Februar, 24./25. Februar, 24./25. März, 21./22. April, 5./6. Mai, 26./27. Mai, 9./10. Juni, 23./24./25. Juni, 25./26./27. August, 15./16. September, 6./7. Oktober, 27./28. Oktober, 17./18. November, 1./2. Dezember

fabrikation siedelten sich an; Ende der achtziger Jahre volles Fünftel der Weltproduktion an dem weissen Leichtmetall erzeugen konnte.

Es ist noch im Rückblick ein faszinierendes Schauspiel zu verfolgen, wie sich Schaffhausen nach langen Jahrzehnten ununterbrochenen Niedergangs plötzlich von allen Seiten auf die Bahn einer stürmischen Entwicklung gestossen sah und wie eine unwiderstehliche Gewalt die erkonservative Handwerkerstadt, die sich so lange allem Neuen, Ungewohnten misstrauisch verweigert hatte, in den Strudel der grossindustriellen Expansion riss. Nie zuvor und nie danach — es sei denn vielleicht in der Epoche der Reformation — hat der Kanton in einer so kurzen Zeit so revolutionäre Verwandlungen durchgemacht, die sich keineswegs auf die Wirtschaft beschränkten, sondern seine ganze soziale Struktur und letztlich auch seinen geistigen Habitus von Grund auf umschichteten und umwälzten. «Die Grossindustrie», so resümiert Karl Schib nicht ohne Stolz das Ergebnis dieses Wandlungsprozesses, «machte das moderne Schaffhausen zu einem wirtschaftlichen Zentrum von einer grösseren Bedeutung als zu irgendeiner früheren Epoche seiner Geschichte.» Dass die Wirtschaftskapitäne nun mindestens bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges auch politisch das entscheidende Wort sprachen, dass die Interessen der Industrie mit kühner Selbstverständlichkeit den Interessen des Kantons gleichgesetzt wurden, mutet unter solchen Umständen fast als unvermeidlich an: die verspätete, dann aber um so explosiver einsetzende industrielle Revolution suchte sich in unbekümmerter Vitalität auch das öffentliche und staatliche Leben dienstbar zu machen.

Aber eben diese Unbekümmertheit eines neuen grossindustriellen Herrentums beschwor auch eine Vielzahl von Reaktionen oft ebenso heftiger Natur herauf. Und hier stossen wir auf eine Eigentümlichkeit der neueren schaffhausischen Politik, die dem Kanton im 20. Jahrhundert nicht bloss seiner Lage wegen zeitweise den Ruf eines exzentrischen Gemeinwesens einbrachte: auf die zwar sporadische, aber deswegen nicht minder bedeutende Rolle, die hier zwischen den beiden Weltkriegen ein sehr lautstarker und ungebärdiger Extremismus spielte.

Die Pendelschläge sind zur Ruhe gekommen

Alle diese heftigen Pendelschläge sind heute fast völlig zur Ruhe gekommen. Was an Leidenschaft für die öffentlichen Angelegenheiten übriggeblieben ist, bewegt sich jederzeit in gut demokratischem Namen; die Aussenseiter haben sich wieder ins typisch schweizerische juste milieu zurückgefunden. Und doch verrät selbst ein fast unpolitisches Phänomen wie die sogenannte Rheinaubewegung, die im Namen eines konsequenten Natur- und Heimatschutzes mit ungewöhnlichem Temperament gegen die Auswüchse des übersteigerten Industrialismus zu Felde zog, in ihrem Ungestüm eine auffällige Verwandtschaft mit dem politischen Extremismus früherer Jahrzehnte: selbst ein in seiner Substanz so konservativer Gedanke wie die Erhaltung unberührter Landschaft und des überkommenen Erbes wird in Schaffhausen mit ei-

ner Intensität und einem Elan verfochten wie nirgendwo sonst. Was heute staatliche und gesellschaftliche Erneuerungsideologien nicht mehr vermögen, das bringt hier der Protest gegen die Verschandelung von Natur und Stadtbild noch immer zuwege: die Gemüter in Wallung zu versetzen und die latente Rebellionsneigung zu mobilisieren.

Der Munot bleibt Schaffhausens Wahrzeichen

Aber auch unter den Vertretern gemässigter Auffassungen ist in Schaffhausen das Gefühl dafür lebendig, dass eine gewisse Bändigung der stürmischen industriellen Auftriebenden heute gar nichts schaden würde. Die Stadt selber ist ein Dokument lebendigen Sinnes für die Werte der Tradition, der selbst in den Gründerjahren nie völlig erloschen war. Wohl hat sie sich mächtig über ihre mittelalterlichen Grenzen hinaus ausgedehnt, ist sie mit ihren Vororten Neuhausen und Herblingen wie jenseits des Rheins, auf zürcherischem Gebiet, mit Flurlingen und Feuerthalen zu einer bedeutenden Agglomeration zusammengewachsen: nur noch ein Drittel der Kantonsbevölkerung lebt heute in ländlichen Verhältnissen, während zur Zeit der demokratischen Reformen die Landschaft viermal mehr Einwohner fasste als der damals politisch entthronte Kantonshauptort. War Schaffhausen noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein verträumtes Stück übriggebliebenen Mittelalters gewesen, von romantischen Fremden wie Victor Hugo und Ruskin als idyllisches Denkmal vergangener Zeiten mit wachsender Ehrfurcht bestaunt, so hat es sich seither höchst unromantische Industrieviertel und mehr grosszügig als architektonisch glücklich geplante Geschäftsquartiere zugelegt. Und doch hat es bei alledem den intimen Reiz seines alten Kerns selbst in diesem Expansionsfieber zu bewahren gewusst: die schön gegliederten, durch vorwitzige Erker lustig aufgelockerten gotischen und Renaissancefassaden der Altstadt bieten noch immer ein Bild von imponierender Geschlossenheit, das in den letzten Jahrzehnten durch behutsame Renovationen wieder ins rechte Licht gerückt werden konnte. Nach wie vor bildet der mächtige Wehrturm des Munot, nahe der Stadtmitte über sorglich erhaltenes Reb Gelände aufragend, das unverwechselbare Wahrzeichen auch des modernen «Gross-Schaffhausen». Die Wiederherstellung des Münsters in der strengen Wucht seiner romanischen Formen und die geradezu Vorbildliche Einrichtung des Stadtmuseums in den Räumen des einstigen Klosters Allerheiligen dürfen als Musterbeispiele für die wohldurchdachte schöpferische Erneuerung alter Baudenkmäler gelten. Fast noch bemerkenswerter erscheint die Tatsache, dass es die Stadt entgegen allen Protesten der Interessenten fertig gebracht hat, alle aufdringliche Leuchtreklame aus ihren alten Quartieren fernzuhalten und damit die edle Linie ihrer Strassenzüge vor Verunstaltung zu schützen. Solche Ehrfurcht vor dem Ueberkommenen und solches Fortwirken währschaften Bürgersinns beeindruckt doppelt in einem Gemeinwesen, dessen Bevölkerung zu mehr als 50 % von der Industrie lebt — ein Anteil, wie er sonst wohl nur noch in Winterthur erreicht wird.